

Baberowski, Jörg (2008): Selbstbilder und Fremdbilder: Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel. In: Jörg Baberowski, Hartmut Kaelble und Jürgen Schriewer (Hg.): Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel. Frankfurt am Main: Campus, S. 9-13.

Selbstbilder und Fremdbilder: Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel

Jörg Baberowski

Wer die Anderen in ein Bild setzt, macht dabei auch Erfahrungen mit sich selbst. In der Begegnung mit Fremden werden Gewissheiten erschüttert und herausgefordert, die Welt verändert sich. Man erfährt, dass die Welt kein Ort unerschütterlicher Wahrheiten und eindeutiger Ordnungen ist. Nichts ist mehr wie zuvor, nachdem die eigene Welt in Frage gestellt worden ist. Gewöhnlich versuchen Menschen, die herausgefordert oder verunsichert werden, die ihnen vertrauten Ordnungen und Lebensweisen zu bewahren und gegen Zumutungen zu verteidigen. Aber sie werden gezwungen, über die Welt, in der sie leben, nachzudenken, sie werden das Selbstverständliche als das Besondere wahrnehmen und es bewusst verteidigen. Nur im Spiegel des Anderen wird erfahrbar, was man selbst ist. Kultur wird reflexiv. Darin liegt die eigentliche Bedeutung der interkulturellen Kommunikation für die Kulturwissenschaften: dass sie die Orte sichtbar macht, von denen aus Menschen miteinander sprechen. Nun haben aber Menschen die kulturellen Ordnungen, die ihnen eine Sprache ermöglichen, nicht zu ihrer Verfügung. Sie sind ins Leben geworfen und sie haben keine andere Wahl, als sich zu den Ordnungen, in denen sie existieren, zu verhalten. Es ist der Ort, von dem aus wir sprechen, der es uns ermöglicht, die Unterschiede zwischen uns und den anderen zu erkennen und zu bestimmen. Wer handelt, deutet, aber dieses Handeln ereignet sich nicht im Nirgendwo. Deshalb stehen Deutungen und Wissensordnungen in einem engen Zusammenhang.

Hier nun kommen die Repräsentationen ins Spiel. Sie sind Organisationsformen des Wissens, Muster der sinnhaften Verarbeitung von Lebensverhältnissen und kollektiven Erfahrungen, die Menschen ermächtigen, sich in der historischen, sozialen oder politischen Realität zurechtzufinden.¹ Anders gesagt: wir könnten die Welt nicht verstehen, wenn wir sie nicht auf Begriffe brächten oder in Symbolen oder Bildern darstellten und damit für uns und

¹ Frank R. Ankersmit, »Die drei Sinnbildungsebenen der Geschichtsschreibung«, in: *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, hrsg. von Klaus E. Müller & Jörn Rüsen (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1997), S. 98–117, insbes. S. 105.

andere festhielten. Die Repräsentation des Erfahrenen ermöglicht es Menschen überhaupt erst, etwas zu wissen und es anderen mitzuteilen. Wenn wir nicht die Gabe besäßen, Erfahrungen aufzubewahren, weiterzuerzählen und ihnen eine dauerhafte Gestalt zu geben, könnten wir einander nicht mitteilen, wie wir die Welt sehen und erfahren haben. Um es mit Ernst Cassirer zu sagen: der Mensch kann der Welt nicht unmittelbar gegenüber treten, er kann seinen eigenen Erfindungen nicht entkommen. Statt mit den Dingen, hat er es immer nur mit sich selbst und den Repräsentationen zu tun, die sein Wissen ordnen. Die Repräsentationen schieben sich zwischen uns und die Wirklichkeit, aber sie verstellen unseren Blick auf die Welt nicht, sie machen ihn im Gegenteil erst möglich.² So gesehen eröffnen Repräsentationen Handlungsmöglichkeiten, sie beschränken sie aber auch, weil sie keine beliebigen Optionen eröffnen.

Repräsentationen sind also Darstellungsformen des Wissens, die es Menschen überhaupt erst ermöglichen, sich eine Welt zu errichten. Wo etwas zum Ausdruck gebracht wird, äußert es sich in symbolischen Formen, in Repräsentationen. Mit ihnen erschließen wir die Welt, in der wir leben. Nur wo es einen übergreifenden Verstehenszusammenhang, eine gemeinsame Ausgelegtheit der Welt gibt, ist ein Gespräch möglich. Wenn der gemeinsame Orientierungsrahmen fehlt, kann es zu Missverständnissen oder zum Abbruch der Verständigung kommen. Darin zeigt sich die Spannung jeder interkulturellen Verständigung. Gleichwohl ist jede Kultur auf die Existenz fremder Repräsentationen angewiesen, sie braucht sie, um sich ihrer eigenen Repräsentationen zu vergewissern. Das aber bringt Menschen in die Möglichkeit, sich selbst zu beobachten, sich vom anderen herausfordern zu lassen, sich zu verändern und Fremdheit durch Verstehen aufzulösen, im Wissen, das die anderen an der Lesart der eigenen Kultur mitarbeiten. Denn andere Kulturen sind nur andere Sinnverhältnisse, und als solche sind sie menschlichem Verstehen zugänglich. Darin liegt die Bedeutung der Repräsentationen für das Verstehen jenes Geschehens, das man Kultur nennt. Kulturwissenschaftler, die wissen wollen, wie Menschen die Welt gesehen haben, müssen die Repräsentationen untersuchen, mit deren Hilfe eine Erschließung und Veränderung der Welt überhaupt nur möglich ist. Denn sie wollen nicht wissen, wie die Welt an sich ist, sondern wie Menschen glauben, dass sie beschaffen ist und welche Handlungsmöglichkeiten sich daraus für sie ergeben. Menschen leben nicht in festen, abgeschlossenen Ordnungen, sondern sie stellen sie her, sie schaffen ihre

² Ernst Cassirer, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2. Aufl., 1990), S. 50.

eigene Welt, indem sie die vorhandenen Ordnungen, in die sie hineingeworfen sind, herausfordern.

Wer sich der Erforschung von Repräsentationen zuwendet, hat es nicht nur mit Texten und Gesprächen zu tun. Auch Bilder und Zeichen, Inszenierungen und Performanzen sind Repräsentationen. »Eine Geschichte ohne das Imaginäre«, sagt Jacques Le Goff, »ist eine verstümmelte, entlebte Geschichte.«³ Bilder sind aber nicht nur Ausdruck sozialer Ordnungen, sie sind zugleich Zeugnisse dafür, wie Menschen ihre Sicht auf die Welt festhalten und mitteilen. Bilder sind also keine Abbilder und Anzeichen, sie sind Bewegungskräfte, die Meinungen visualisieren, rechtfertigen oder delegitimieren. Bilder, bestehende wie bewegte, mobilisieren Emotionen, sie produzieren und verändern Vorstellungen.⁴ Inschriften, Denkmäler, Straßen, Plätze und Gebäude verändern das Lebensgefühl und die Vorstellungen von Menschen, sie geben den Wahrnehmungen eine Struktur. Deshalb spiegeln Visualisierungen nicht die historische Wirklichkeit, sie sind als Repräsentationen Sichtweisen dieser Wirklichkeit. Ohne die Erforschung visueller Medien und Zeichensysteme war die Frage, was Repräsentationen sind und was sie bewirken, nicht zureichend zu beantworten.⁵ Denn auch die Sehgewohnheiten werden in Begegnungen und Konfrontationen geschärft und zur Sprache gebracht. Bilder dokumentieren, wie Menschen auf eine kulturelle Konfrontation reagieren, sie ermöglichen es uns zu erkennen, wie Menschen das Eigene im Anderen entdecken haben. Diese Frage wird von den Autoren zwar nicht exklusiv untersucht, aber stets bedacht, wo von Verhältnissen des Eigenen und Fremden die Rede ist.

Wie Repräsentationen soziale Ordnungen erzeugen, wenn Menschen einander begegnen, und wie diese Repräsentationen von den Ordnungen geformt werden, aus denen sie sich hervorbringen – das ist das Thema des vorliegenden Buches. Repräsentationen richten aber die Ordnungen nicht nur aus, sie geben auch aus ihnen hervor. Damit sichtbar wird, wie Repräsentationen und Ordnungen sich aufeinander einspielen, untersuchen die Autoren Kontexte

³ Jacques Le Goff, *Phantasie und Realität des Mittelalters* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1990), S. 12.

⁴ William J. T. Mitchell, »Der Pictorial Turn«, in: *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*, hrsg. von Christian Kravagna (Berlin: ID Verlag, 1997), S. 15–40; Heike Talkenberger, »Von der Illusion zur Interpretation: Das Bild als historische Quelle. Methodische Überlegungen zur historischen Bildkunde«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 21 (1994), S. 289–313; Horst Bredekamp, »Bildakte als Zeugnis und Urteil«, in: *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*, Bd. 1, hrsg. von Monika Flacke (Mainz: Philip von Zabern, 2004), S. 29–66, insbes. S. 29f.; sowie der Sammelband von Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006); und K. Ludwig Pfeiffer, *Das Mediale und das Imaginäre* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999).

⁵ Peter Burke, *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen* (Berlin: Wagenbach, 2003), S. 155.

der Begegnung von Konzepten, Ideen und Vorstellungen in ihrer Reflexivität. Repräsentationen sind also keine Abbildungen, sondern Verdichtungen des Sinns, die sich in der Begegnung von Menschen erschließen. Diese Verdichtungen verwandeln sich, sobald sie zu festgefügtten Vorstellungen geworden sind, selbst in Ordnungen. So gesehen sind Repräsentationen und soziale Ordnungen aufeinander bezogen, die einen sind ohne die anderen nicht vorstellbar. Denn Ordnungen sind nicht einfach da, man muss sie sich vielmehr als ein interaktives Geschehen vorstellen, das kein Ende hat. Dieses Geschehen wird hier episodisch und beispielhaft beschrieben, indem die Autoren Geschichten über die Verarbeitung von Sinn erzählen. Dabei wird nicht nur deutlich, wie Repräsentationen entstehen und sich verändern, sondern auch, wie überkommene Repräsentationen verschwinden oder zur Entleerung gebracht werden und mit ihnen die Ordnungen vergehen, die sie stabilisiert haben.

Nur im Vergleich wird wahrnehmbar, was das Eigene und was das Andere in unterschiedlichen Kontexten ist. Was eine Ordnung auszeichnet, das ergibt sich erst aus dem Vergleich. Und so ist es auch hier, wiewohl die Autoren ihre Gegenstände auf verschiedene Weise miteinander verbinden: indem sie unterschiedliche Ereignisse und Strukturen auf kleinem Raum und in überschaubaren Zeitabschnitten dicht beschreiben oder Zivilisationen und Gesellschaften in Europa, Lateinamerika, Asien und Afrika als Einheiten gegenüberstellen. Im Licht unterschiedlicher Fächerkulturen und Fragehorizonte behalten beide Vergleichsperspektiven ihr Recht.⁶ Eine zentrale Rolle spielt überdies das Konzept der »Vielfalt der Moderne«,⁷ an dem sich, explizit oder implizit, alle Autoren abarbeiten. Aber diese Vielfalt ist kein Nebeneinander hermetisch abgeschlossener Kulturen und Zivilisationen, sondern eine Verschränkung des Verschiedenen. Was in den außereuropäischen Gesellschaften geschah und geschieht, ließ und lässt die Gesellschaften jenseits des europäischen Kontinents nicht unberührt. Und seit die Welt kleiner geworden ist und die Begegnung kultureller Bedeutungssysteme überall zur erfahrenen Wirklichkeit gehört, bildet die Rede von der Ausschließlichkeit der Kulturen auch nicht mehr die Wahrnehmung des Alltags ab. Man könnte auch sagen, dass die Spiegelung des Eigenen im Fremden zu einem Alltagsphänomen geworden ist, das nicht mehr nur auf die Vielvölkerimperien und kolonialen Kontexte beschränkt, sondern zur globalen Erfahrung schlechthin geworden ist. Deshalb müssen die

⁶ Vgl. die Debatten in: Hartmut Kaelble & Jürgen Schriewer (Hrsg.), *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften* (Frankfurt am Main: Campus, 2003).

⁷ Vgl. dazu neuerdings Thomas Schwinn (Hrsg.), *Die Vielfalt und die Einheit der Moderne. Kultur- und strukturvergleichende Analysen* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006).

beschriebenen Kontexte nicht nur miteinander verglichen werden. Nicht weniger wichtig als der Kulturvergleich ist die Untersuchung des Kulturtransfers.⁸ Darum geht es in diesem Band, dessen Beiträge aus einer Ringvorlesung des Sonderforschungsbereiches »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel« (SFB 640) an der Humboldt-Universität zu Berlin hervorgegangen sind.

Die Autoren des vorliegenden Bandes nähern sich diesen Themen aus unterschiedlichen Perspektiven. Sie rekonstruieren unterschiedlich weit greifende Beschreibungen des Eigenen und des Fremden als Repräsentationen – und zugleich dynamisierende Faktoren – von Prozessen weltgesellschaftlicher Veränderung (Teil I); sie gehen den geradezu dialektischen Verschränkungen nach, aufgrund derer handlungsleitende Selbsteutungen im Medium von Konstruktionen des Fremden entstehen und sich verfestigen (Teil II); und sie untersuchen Selbstbeschreibungen und -entwürfe im Zusammenhang mit Formen interaktiver Identitätsbildung (Teil III).

⁸ Vgl. dazu exemplarisch David Blackburn, »Das Kaiserreich transnational. Eine Skizze«, in: Sebastian Conrad & Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004), S. 302–324 und Feng Chen, *Die Entdeckung des Westens. Chinas erster Botschafter in Europa 1866–1894* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2001), S. 154–162.